



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht 1922

3/4 (1922)

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift
= der =
Mariannhiller Mission.



Gehet hinaus in alle Welt!

Nr. 3/4.

Doppelnummer März/April 1922.

40. Jahrgang.

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern.

Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

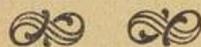
Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer hl. Religion verwendet, weshalb der hl. Vater Papst Pius X. zu wiederholten Malen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

Für die Abonnenten des Vergißmeinnichts als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Klosterkirche zu Mariannhill 2 oft 3 hl. Messen gelesen.

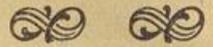
Das „Vergißmeinnicht“ erscheint monatlich 16 Seiten stark und kostet jährlich für

Deutschland	8 M	Tschechoslowakei	8 eKr.	Elfaß-Lothringen	3 Frs.
Oesterreich	160 Kr.	Schweiz	3 Frs.	Südtirol	5 Lire
Ungarn	80 Kr.	Amerika	80 Cts.	Jugoslawien	12 Dinar

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicherring 3.



Briefkasten



An Mehrere: Für Zusendung von abgestempelten Briefmarken sind wir sehr dankbar. Man schneide die Briefmarken so aus, daß die Zähnen nicht verletzt werden, daß vielmehr noch ein kleiner Papierrand stehen bleibt. Am besten wartet man, bis man so viele beisammen hat, daß man sie als Paket schicken kann. Kleine Sendungen gehen als Päckchen, das bis zu 1 Kilo schwer sein darf und das auch schriftliche Mitteilungen enthalten darf. — G. B. R. 46 M erhalten. — M. R. A. Brief erhalten. — Worms: M. R. Bergelts Gott für Sendung. — H. R. W. 110. Nürnberg: R. M. 193,50 erh. — Herbolsheim: R. M. 35 M Almosen. — Oberprausnitz: 1 Heidenkind „Franz“, 10 Kr. Antoniusbrot und 10 Kr. zu Ehren des hl. Josef erhalten. — Stöckried 30 M erhalten. — J. G. M. 120 M erhalten. — H. B. Hoheim 10 M erhalten. — Louzwiller: M. P. Sch. 50 Frs. Antoniusbrot. — Louzwiller: F. St. M. 20 Fr. u. M. B. M. 5 Fr. Augsburg: M. D. 100 M als Dank für Erhörung. — Juchenhofen: M. R. Brief erhalten. — Großenried: Th. W. erhalten. — Surrberg: 50 M Heidenkind erhalten. — R. E. Regensburg: Stud.-Fond 200 M erhalten. — A. M. Meran: 10 L. erhalten. — Bonn: 3 Hdf. Josef, Johann, Elisabeth. — A. R. 10 M. — L. R. Donath, 10 M Antbr. — Lembeck: Dank für Erhörung, ein Heidenkind mit Almosen. — Irrhausen: Almosen als Dank und Bitte erhalten. — Wilwiesheim: 20 Frs. für Vergißmeinnicht dankend erhalten; wegen ungenügender Frankatur mußten wir 4 M Strapporto zahlen. — Heimigheim: 60 M von den Lesern des Missionsglöcklein dankend erhalten. Bravo. — Bochum: 150 M für Hilfe in schweren Anliegen zur Ehre der lieben Gottesmutter und des heiligen Josef und Antonius dankend erhalten. — J. 50 M dankend erhalten. — Ehlenz: Antoniusbrot dankend erhalten. — Wer ist der Absender der gesandten 210 M für 24 Abreißkalender? — Köln: J. L. u. E. L. Erhalten. — M. H.: 60 M erhalten und in Ihrer Intention verwendet. — A. R. G.: 100 M für Verg. und 12 Mitglieder des Mehnbundes erhalten. — Elz: Antoniusbrot dankend erhalten. — N. R.: Es wird nie etwas veröffentlicht, wenn es nicht ausdrücklich verlangt wird. — J. R.: 80 M erh. — S. in A.: Betrag für 4 Hdfdr. dankend erhalten.

Dank und Bitte.

Als Dank und Bitte gingen aus nachstehenden Orten Gaben ein, mit dem Wunsch, veröffentlicht zu werden: Osnabrück, Niederzeugheim, Alteneffen, Essen, Morbach, Kertrade, Bergheim, Neuß, Höntrop, Köln, Hannover, Dülken, Würjelen, Aachen, Crefeld, Aul, Holzhausen, Irrhausen, Lembeck, Elz, Griesheim, Mausbach, Rüdinhöfen, Kirch-

Der Gießmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Nr. 3/4.

März/April 1922.

Jahrgang 40.

Audienz beim hl. Vater.

Von P. A. Fleischer, Generalsuperior.



Die schönste Erinnerung an meine Romreise ist mir die Audienz beim nunmehr in Gott ruhenden hl. Vater Papst Benedikt XV. Mein Reisebegleiter, P. Hermann Urndt, wäre beinahe um die Audienz gekommen, was ihm sicherlich die ganze Romreise verleidet hätte. Ich hatte unsern Protektor, Seine Eminenz Kardinal van Rossum, gebeten, die Audienz zu vermitteln. So kam denn am Tage vorher abends ein päpstlicher Bote und brachte die übliche briefliche Einladung, wofür er 5—10 Lire erhielt. Dabei stellte sich heraus, daß P. Hermann im Schreiben nicht genannt war; es war einfach Privataudienz für mich erwirkt. Ich versicherte meinen Begleiter, er solle nur mitkommen, er würde sicherlich auch zur Audienz zugelassen werden. Am nächsten Morgen gegen 11 Uhr, für welche Zeit die Audienz festgesetzt war, fanden wir uns denn im Vatikan ein. Vorbei an den malerisch gekleideten päpstlichen Schweizer-Gardisten stiegen wir die schönen, breiten Treppen hinan. Zunächst kamen wir in eine geräumige Vorhalle, wo päpstliche Palastbeamte, die eine farbige Tracht früherer Zeit trugen, uns um die päpstliche Vorladung frugen. Ich wies meinen Brief vor. Da hieß es nun allerdings, damit könnte ich nur allein hinein zur Audienz. Ich erklärte nun, daß sich unbedingt ein Weg finden lassen müsse, um den mich begleitenden Vater, der so weit aus Afrika herkomme, auch mit hinein zu bringen zum hl. Vater. Man gab mir schließlich den Rat, ich solle zuerst allein hineingehen und dann den hl. Vater bitten, daß er den anderen Vater auch hineinrufe. So wurden wir nun beide durch eine Reihe prachtvoller Zimmer an Gruppen von schmuck ausgestatteten päpstlichen Leibgarden vorbei bis zum kunstvoll geschmückten Thronsaal geleitet. Dort hieß man uns auf den gepolsterten Sesseln Platz nehmen und warten, bis die Reihe an uns käme. Vor uns an der offenen Türe stand ein Soldat mit gezogenem Säbel auf Wache. Es dauerte nicht sehr lange, so winkte man mir und ein ganz und gar in Violett gekleideter Prälat ging mir voran durch ein weiteres Zimmer zum Arbeitszimmer Seiner Heiligkeit, wo die Audienz stattfinden sollte. Sobald ich eingetreten war, schaute ich rechts wenige Schritte vor mir den hl. Vater; ich beugte das Knie zur Huldigung und schritt auf ihn zu, um mich niederzuknien und die dargereichte Hand zu erfassen und den Ring zu küssen. Seine Heiligkeit war von seinem Sitze aufgestanden und hieß mich gütig auf dem neben ihm stehenden Stuhle Platz nehmen. Freundlich fragte er mich, ob ich italienisch spreche, was ich verneinte. Nun begann er lateinisch mit mir zu reden. Er war so herablassend, daß ich alle Schüchternheit verlor und wie ein vertrautes Kind mit seinem Vater sprach. Der hl. Vater begann soatlich von Mariannhill zu sprechen, das nunmehr ein eiaenes

Vikariat geworden sei und demnächst auch seinen Vikar erhalten werde. Er erwähnte auch die einzelnen römischen Persönlichkeiten, die sich sehr um Mariannhills Wohl bemüht hatten. Ich meinerseits erkläre ihm zunächst, daß ich vor allem deshalb auch nach Rom gekommen sei, um unjern treuesten Gehorjam gegen den hl. Stuhl zu bekunden und um den Segen des hl. Vaters für unser so hoffnungsvolles, aber auch mühevollles Arbeitsfeld zu erbitten. Er war davon sichtlich befriedigt, fragte nach verschiedenen Einzelheiten in der Mission und meinte dann bekümmert, es gäbe leider noch politische Hindernisse für das freie Missionswirken. Ich legte ihm nun die Verhältnisse in Südafrika dar, wie wir da sozusagen unbehindert seien. Ich erzählte ihm auch von dem bitteren Mangel an Priestern, der in unserer Kongregation herrsche, berichtete ihm aber auch von der freudigen Hoffnung, die wir hegten, aus unsern beiden Missionsseminaren in Lohr und in Neimlingen bald reichlichen Nachwuchs zu erhalten. Noch vieles andere interessierte Seine Heiligkeit, z. B. ob unsere Kongregation sich ganz aus Deutschen zusammenseze, worauf ich erwiderte, daß wir auch andere Nationalitäten unter uns hätten.

Schon am Anfang unserer Audienz hatte ich Seine Heiligkeit gebeten, den andern Vater, der offiziell nicht zur Audienz zugelassen war, hereinrufen zu dürfen. Er gab mir zu verstehen, er werde ihn nach einiger Zeit rufen lassen. Das tat er auch, indem er läutete, worauf P. Hermann hereingeführt wurde. Ich stand nun auf und trat zur Seite, um P. Hermann zum Hl. Vater hinreten zu lassen. Freundlich empfing er denselben und fragte ihn, ob er zum erstenmale in Rom sei. Nachdem wir noch etwas gesprochen hatten, knieten wir uns nieder und ließen die mitgebrachten Devotionalien segnen. Darauf sprach der Hl. Vater noch einen langen Segen über Mariannhill und bat Gott besonders, er möge beistehen und Hilfe senden in der jetzt so dringenden Not an Missionaren. Dann küßten wir ehrerbietigst den Ring und entfernten uns. Etwa 10 Minuten hatte die Audienz gedauert. Mir war es das liebste Ereignis von meiner Komreise, diese Unterredung mit dem Hl. Vater gehabt zu haben.

Missionshaus St. Josef.



Unser Missionshaus St. Josef in Neimlingen in Schwaben, das im Jahre 1920 erworben wurde, hat bereits eine große, schöne Entwicklung genommen. Ich möchte die verehrten Leser einladen zu einer kleinen Wanderung durch dieses unser Missionshaus.

Von Nördlingen her führt eine große, schöne Straße zu dem anmutigen Dörflein Neimlingen. Vom unteren Dorfe aus schlängelt sich ein Seitenweg eine kleine Anhöhe hinauf, auf der das Kloster steht. Nach unten hin ist es umrahmt von schönen Parkanlagen, nach oben hin von einem lang sich hinziehenden Waldstreifen; von der freien Halde vor dem Toreingang genießt man einen wunderbaren Fernblick. Man wird da an das Dichterverbotten erinnert:

„Es stand vor alten Zeiten
Ein Schloß so hoch und hehr,
Weit glänzt es über die Lande
Bis an das blaue Meer.“

Das blaue Meer kann man nun allerdings nicht sehen, aber der Fernblick ist entzückend. Eine große Anzahl von malerisch gelegenen Niesdörfern zählt unser Auge. Das ganze fruchtbare Nies liegt vor uns ausgebreitet mit seinen wogenden Getreidefeldern, seinen lachenden, fruchtbaren Fluren. Und in der Ferne sehen

wir dieses paradiesisch schöne Ländchen umsäumt von duftigen Bergesketten. Da ist es zu verstehen, daß die alten Deutschordensritter gerade in diesem seltsam schönen Fleckchen Erde ihr trautes Heim gebaut.

Durch das große Tor treten wir nun ein in den stillen Klosterhof, der von uralten Bäumen überhattet ist. Ueber dem Toreingang ist noch das steinerne, schon etwas verwitterte Wappen der alten Ordensritter. Unter den Bäumen und in dem Buschwerk des Klosterhofes sind da und dort lauschige Lauben angebracht, aus denen zur Zeit der Erholung munteres Reden und Lachen der jungen Missionsstudenten schallt. Vom Parke aus führt eine mächtige Freitrepppe empor zum Hauptportal des Klosters.

Bewundernd stehen wir vor der mächtigen Fassade dieses alten deutschen Herrenklosters, das mit seinen gewaltigen runden Ecktürmen Jahrhunderte geschaut. Es sah Geschlechter kommen und Geschlechter gehen. Es sah einst der Ordensritter Waffenkämpfe, es hörte einst den Schlachtenlärm der Schlacht bei Nördlingen. Es sah die traurige Zeit der Reformation, da der stolze Daniel, der hohe Turm der einst katholischen Georgskirche in Nördlingen, kein Wahrzeichen des katholischen Glaubens der Stadt mehr war, es sah mit Freuden, wie das zu Füßen liegende Dorf Neimlingen auch in der schweren Zeit der Reformation dem Väterglauben die Treue gehalten, es sah endlich auch den traurigen Tag, da die Sturmflut der Säkularisation auch hier die Ordensleute hinwegsetzte. Dann lag es traurig, seine einstige Bestimmung hatte es verloren. Aber jetzt scheint wieder neues Leben durch den alten Bau zu gehen. Die alte Bestimmung, als Kloster zu dienen, ist wiedergekehrt und junge Menschenherzen, die dem Dienste Gottes sich weihen wollen, beleben die so lang verödet gelegenen Hallen, Gänge und Säle. Der Geist der alten Deutschordensritter, die für den Herrn gestritten in mancher blutigen Schlacht wird wieder lebendig; junge Kämpfer wollen sich stärken zur großen Schlacht der einst auf geistigem Gebiete, wo es noch schwerer hergehen wird, zum Kampfe gegen Heidentum und Satan im Heidenland.



Heiliger Josef, hör uns flehen.

Doch nun hätten wir uns beinahe ganz in Betrachtung verloren. Treten wir ein. Wir kommen in eine große, gewölbte Halle. Wie manches herrliche Fest mag diese Halle in der alten Ritterzeit geschaut haben! Jetzt dient sie zuweilen dem fröhlichen Spiel der Musenjöhne, die es verstehen, in Schnelligkeit aus dieser Halle einen regelrechten Theaterjaal zu machen. Von der Halle aus führen links und rechts Türen in die einzelnen Räumlichkeiten. Aus dem ersten Raum zur Rechten tönen uns Fragen und Antworten entgegen. Da wird Unterricht erteilt. Wir wollen nicht stören und gehen weiter. Im zweiten Raum zur Rechten befindet

sich das Refektorium der Klostergemeinde. Im 3. Raum wohnt des Hauses Superior und Rektor der Missionschule. Zur Linken dient der erste Raum als Speisesaal der Missionschüler. Durch die zweite Türe kommen wir in einen langen Gang, der das Nebengebäude mit dem Hauptgebäude verbindet. Von diesem Gang aus geht es zur Linken hinein in die Küche, wo die ehrw. Schwestern für des Leibes Nahrung Sorge tragen. Da aber über der Eingangstüre steht: Claujur und wir somit nicht eintreten dürfen, kann ich dem Neugierigen leider das Innere nicht zeigen. Für so viele Leute ist natürlich die Küche viel zu klein, sodaß die ehrwürdige Küchenschwester ihr Fegfeuer schon auf Erden reichlich abbüßen kann, wenn sie da hinter dem Ofen stehen muß. Die Schwestern sind Franziskanerinnen von Dillingen, die auch in unserm Missionshause zu Lohr a. M. seit Anfang mit aller Liebe und mit allem Fleiß und Opferwilligkeit für das große, hl. Werk der Mission arbeiten.

Schreiten wir einmal gleich den Verbindungsgang hindurch. Wir kommen in das Nebengebäude. Gleich zur Rechten geht es in einen großen Studieraal, wo jeden Tag fleißig gearbeitet wird. Zur Linken kommen wir in die Waschküche. Im ersten Stockwerk dieses Gebäudes ist die Wohnung der Schwestern, im 2. Stockwerk sind verschiedene Fremdenzimmer. Nun kehren wir durch den langen Gang zurück in die große Halle. Dem Haupteingangsportale gegenüber ist ebenfalls eine große Türe, die in einen Turm hineinführt. Wie links und rechts am Hauptgebäude an der Vorderseite, so befindet sich auch auf der Mitte der Rückseite ein runder Turm. In ihm ist die breite Wandelstreppe, die zu den oberen Stockwerken führt. Im ersten Stockwerk treten wir durch eine mächtige Türe ein in einen weiten Vorraum. Links und rechts kommen wir zu verschiedenen Räumlichkeiten, die teils als Wohnung, teils als Unterrichtszimmer dienen. Gerade aus führt uns der Weg in die schmutze Hauskapelle. Durch Entfernung einer Zimmerwand hat man einen sehr schönen, von zwei Säulen gestützten Raum gewonnen. Der Altar ist eine Stiftung der hochherzigen Keimlinger-Gemeinde. Das eine Turmzimmer vorn links vom Hochaltar ist in sehr netter Weise zur Sakristei eingerichtet worden. O, wie läßt sich in diesem Kapellchen so andächtig beten! Dahin dringt kein Lärm der Welt und dort vom rötlichen Licht bestrahlt, ist der hl. Schrein, der des Hauses höchsten Schatz birgt, unsern Heiland in der Brotsgestalt. Er ist der Hausherr, zu dem alle kommen in ihrer Not und in ihren Anliegen. Von dort aus segnet er sie, vor allem jene jungen Opferseelen, die sein Ruf hierhergeführt und die sich vorbereiten wollen auf den hl. Missionsdienst.

Wenn wir nochmals einen Stock höher steigen, so kommen wir zu den Schlafräumen der Studenten. Hinter dem Hauptbau ist noch ein langgestreckter, niedriger Querbau, in welchem zur Zeit eine Schreinerei untergebracht ist und der auch verschiedene Vorratsräume enthält.

Das Kloster hat seit seiner Erwerbung durch unsere Genossenschaft schon manche Umänderung erfahren, die es zu seinem Zwecke brauchbar gestalteten. Am November 1920 begann der jetzige Direktor der Missionschule, P. Bernhard Barbican, mit 6 Mann den Unterricht. Schon auf Weihnachten siedelte dann eine größere Anzahl von Spätberufen, die in unserm Hause zu Lohr a. M. schon reifertig waren, nach Keimlingen über. Im Frühling 1921 wurde dann ein neuer Kurs aufgenommen, im Herbst abermals einer. Zur Zeit sind in Keimlingen drei Klassen mit zusammen 56 Schülern. Leider ist es wegen Platzmangel unmöglich, all die vielen Schüler aufzunehmen, die sich melden. Es ist darum auch geplant, sobald als möglich einen Neubau zu errichten. Vielleicht dürfte es die

Lehrer interessieren, welche Tagesordnung im Missionsseminar St. Josef eingehalten wird. 5 Uhr Aufstehen, 5 Uhr 20 hl. Messe, 6—7 Uhr 15 Studierzeit, Frühstück. 8—12 Uhr Unterricht mit verschiedenen Pausen. 12 Uhr Mittagstisch, danach Freizeit 1—3

Uhr Arbeitszeit (da der Missionar die Schwarzen nicht nur befehlen, sondern auch auf eine christliche Kulturstufe erheben soll, braucht er vor allem eine hohe Wertschätzung der Handarbeit, weil diese gerade das Mittel zur Förderung der christlichen Kultur ist. Wenn der Schwarze nicht zur Arbeit erzogen wird, wird er auch kein rechter Christ. Darum müssen die Studenten schon in ihrer Vorbereitungszeit neben der geistigen Arbeit sich auch körperlich betätigen. Zugleich helfen sie dadurch auch dem Hause, in welchem sie ja so viele Wohltaten erhalten.) Von 3 Uhr ab ist wieder Unterricht oder Privatstudium. 4 Uhr Kaffee. 4 $\frac{1}{2}$ — 6 $\frac{1}{2}$ U. Studierzeit, dann Abendessen und Freizeit. 7 $\frac{1}{2}$ bis 8 $\frac{1}{4}$ Uhr Studierzeit, dann Abendgebet und Schlafengehen.

Möge dieses Missionshaus unter dem Schutz seines großen Patrons, des hl. Josef. Das werden, was der Orden erhofft, nämlich eine Pflanzstätte, aus der in einigen Jahren recht viele tüchtige Männer hervorgehen, um die so stark gelichteten Reihen der Glaubensstreiter im Heidenland wieder zu ergänzen. Das gebe Gott!



Die Königin von Swasiland.

Gastfreundschaft bei den Schwarzen.

Von Schw. Reginalda, C. P. S.



Wie schön und weise hat doch der liebe Gott hier auf Erden alles eingerichtet! Jeder Mensch ist in irgend einer Weise auf die Güte und Hilfe der andern angewiesen. Wäre das nicht der Fall, so hätten wir selten Gelegenheit, unsere Liebe zum Nächsten durch die Tat zu beweisen. Haben auch die Schwarzen etwas von Wohlwollen und Nächstenliebe? O, ganz gewiß.

Vor langer Zeit war ich mit einigen jungen Schwestern auf dem Wege nach der etwa zwei Stunden von der Missionsstation Lourdes entfernten Dumisa-Schule. Die jüngeren Schwestern hatten diese Schule noch nicht gesehen. Eben näherten wir uns der Schule, als Lukas, ein in der Nähe wohnender Christ, auf seinem Pferde heransaußte und in großer Eile, als wäre er zu spät gekommen, fragte, ob wir wohl auch etwas zu essen hätten. Ohne auch nur auf eine Antwort zu warten, sprengte er von dannen und nach kaum zehn Minuten kam er schon in vollem Galopp wieder und brachte eine Schüssel mit Fleisch. Fröhlich sprang er aus dem Sattel und holte schnell Holz herbei, um ein Feuerchen anzumachen. Er hatte seine helle Freude daran, uns ein warmes Mittagessen bereiten zu dürfen. Wir besichtigten unterdessen die Schule. Es dauerte nicht lang, so kam Lukas und lud uns mit der freundlichsten Miene zu Tisch. Auch bedienen wollte er uns selbst, hatte er ja doch diese Arbeit schon bei den Weißen besorgt. Neugestärkt traten wir nun den Heimweg an. Doch, was ist das? Kaum hatten wir die Schule hinter uns, so sehen wir bei Ludwig, einem andern in der Nähe wohnenden Christen, eine große Geschäftigkeit, ein Rennen und Laufen. Was sollte das bedeuten? Im Scherz sage ich zu meinen Mitschwestern: „Paßt auf, es gibt ein zweites Mittagessen.“ Ludwig und seine Frau hatten uns auf dem Hinweg gesehen; ohne ein Wort zu sagen, ging sie nun ans Geschäft, schlachtete Hühner und schälte Kartoffel. Dabei hielten sie immer wieder fleißige Ausschau, damit ihnen die Schwestern nur ja nicht unvermerkt entweichen sollen. Sie wollten uns überraschen. Der Heimweg führte in einiger Entfernung an ihrer Wohnung vorbei. Als wir nun in die Nähe kamen, winkte uns Ludwig, er hätte uns eine wichtige Nachricht zu übermitteln. Auch Hildegard meinte mit wichtigtuender Miene, wir sollten doch auch einmal ihr Haus von innen ansehen. Wir traten ein. Da machten nun freilich die jungen Schwestern, welche zum erstenmal einen Kaffernkraal betreten hatten, große Augen. Man hieß uns Platz nehmen; die jungen Schwestern guckten nach rechts und links, allein Bänke oder Stühle waren nicht vorhanden. Da machte man kurzen Prozeß, man setzte sich eben auf den Boden. Ludwig und Hildegard schauten ganz glücklich drein, als wir Schwestern in einem Halbkreis auf dem Boden Platz genommen hatten. Nach einigen Worten entfernten sich beide, kamen aber doch gleich wieder herein und brachten ihre Ueerraschung, das für uns bereitete Mahl. Wir ließen uns das Gericht gut schmecken, dankten dann den guten Leuten und machten uns auf den Heimweg. Da gab es allerdings noch manche Haltstation. Bald kam ein Christ und fragte uns: Schwester, wo kommst du her? Dann kam wieder ein anderer: Schwester, wo gehst du hin? Auch die Kinder kamen überall herbeigelaufen, um uns zu begrüßen. Endlich kamen wir spät am Abend nachhause, die freudige Ueberzeugung im Herzen, daß auch die Wilden gute Menschen sind, ja, daß gerade in ihren Herzen das Samenkorn der christlichen Heilslehre oft sehr schöne, herzerfreuende Früchte hervorbringt.

als
teri
er

gere
wer
war
kam
Leg

Kri
Fre
kam
verl
Sch
Für
Der
Der

ind

Sch
näd
Tar

jein
auf

bru
Ble
tun
Sü
nen
bru

lich

We
Ha
ich

weg
bre

Gut gebrüllt, Herr Löwe!



Diees Wort gilt heute dem südafrikanischen Löwen; er hat ausgebrüllt, mit Pulver, Blei und Gift wird ihm zugejekt.

Die Fauna Südafrikas ist keineswegs an Sorten arm; doch manche Sorten vertragen sich nicht mit neuzeitlicher europäischer Kultur, so der Elefant, der Löwe. Die Elefanten sind schon dahin; die Reihe am Aussterben ist am Löwen.

Die Kaffern brachten kein Tier zum Verschwinden, so etwas bringt bloß der Europäer zuwege.

Unter Tausend Tierfellen, welche in der Weißgerberei zu Mariannhill eingeliefert werden, sind etwa 30 Leopardenpelze und nur noch 14 Löwenhäute.



Missionshaus St. Josef mit seinen Zöglingen.

Seit ungefähr 50 Jahren ist in Natal kein Löwe mehr erlegt worden und der Schütze, der diesen letzten schöß, ist selbst schon mehr als 30 Jahre tot.

Die nächste Landschaft, wo noch der Löwe haust, ist das Zululand; dann kommt das Mashonaland. Hier geht man gegen den Löwen systematisch vor. Gibt es dort doch eigene Löwenjäger. Das ist leicht begreiflich; es hatte schon vor dem letzten Europäerrieg eine Löwenhaut den Wert von 100 M.

Ich habe gelegentlich unsere Brüder, die im Mashonalande waren, um ihre Erlebnisse mit Löwen befragt. Keinem ist bekannt geworden, daß ein Menich von

einem Löwen zerrissen worden sei. Sein Raub geschieht vor allem an den Viehherden. Man sagt, nur ein Löwe, welcher zu schwach geworden ist, um ein Tier zu erlegen, laure dem Menschen auf.

Mit einem Löwen zusammenzutreffen, ist schon ein außergewöhnliches Ereignis; die Mashonaleute sagen, trifft man mit einem Löwen zusammen, so soll man ihm ja nicht den Rücken zuehren, sondern soll den Löwen anschauen und soll sich mit ihm zugewendetem Gesichte entfernen; der Löwe wird dann keinen Sprung wagen.

Die Erlebnisse unserer Brüder mit Löwen waren immer harmlos. Einmal hat ein Bruder einen Löwen brüllen gehört; Br. L. sah einmal einen Löwen jenseits des Tales; seine Kaffern liefen rasch nach Hause, um ihre Speere zu holen. Als sie wieder ankamen, war der Löwe nicht mehr zu sehen, und so mußten alle weiteren Dummheiten unterbleiben. Kritischer war die Lage unseres Br. G., als er einst auf einer Missionstour in einer Kaffernhütte übernachtete. Die Hütten werden, gerade wegen des gefährlichen Großwildes aus dem Geschlechte der Kagen, nachts fest verschlossen. In dieser Nacht wurde die Hütte eine Zeitlang von nicht weniger als 6 Löwen umkreist; knurrend und brummend, die Aeste des Gebüsches zerbrechend, umzogen sie die Hütte, doch einen Angriff unternahmen sie nicht.

Ich erinnere mich noch eines alten Reiseberichts aus dem Mashonalande. Ein Tourist kam auf eine dortige Militärstation, die Soldaten waren natürlich sehr für Löwenjagden eingenommen und so geschah es, daß sich eines abends Tourist und ein Soldat mit Gewehren bewaffnet in ein Köhricht begaben, um nach Löwen zu pürschen. Wie man so in der Dämmerung in dem Dickicht herumwatschelte, sprang plötzlich ein großes Tier, wahrscheinlich ein Löwe, auf den Soldaten, packte ihn und verschwand mit ihm. Nun war die Reihe am Touristen, tätig aufzutreten; doch dieser, wie er selbst erzählt, stand vor Schrecken gelähmt da; er jagte, er habe in diesem Augenblick nicht gewußt, daß er ein Gewehr in der Hand halte und so habe er auch nicht geschossen und fragt dann: Hättest du, lieber Leser, es getan?

Für die alten Kaffern bestand gewiß die Löwengefahr und erforderte ihre Schutzmittel. Das ganze Gehöft wurde mit einem breiten, dichten hohen Haag von Dornhecken oder Kaktus umpflanzt. Man ramnte vier hohe Pfähle in den Boden, legte eine Steinplatte darüber und unterhielt auf diesem Hochherde nachts ein Feuer. Fand dennoch der Einbruch eines Löwen in einer Viehherde statt, so mußten die jungen Männer, die waffenfähigen Jünglinge zum Speere greifen und hatten ungescheut der wahrscheinlichen Wunden persönlich ihr Eigentum zu verteidigen. Das war alte Zulusitte.

Die Zulu haben einen halbwegs scherzhaften Spruch und jagen, wenn ein Zulu so feige sei und den Löwenkampf nicht wage, lege der Löwe diesem das getötete Stück Vieh vor die Haustüre.

Heute hat der junge Zulu keine Gelegenheit mehr, sich im Löwenkampfe zu bewähren, bloß als moderner Weißgerber kann er dem Löwen das Fell gerben.

Wenn so eine Löwenhaut auf der Trockenpflanze aufgenagelt, gestreckt und gespannt ist, lassen sich sehr bequem die Dimensionen eines Löwen bestimmen. Die Maße der aufgezeichneten Haut zeigen nichts außergewöhnliches; es sind nur die Maße eines Durchschnitts-Löwen. Die Löwenhaut ist ein Luxusartikel und dient als Läufer auf dem Fußboden, als Bettvorlage in den Wohn- und Schlafzimmern reicher Leute und wenn der Hausherr selbst das Tier erlegte, so mag wohl auch manchmal die Löwenhaut das Objekt für eine Abendunterhaltung bilden.

Stille Mission.

Von Br. Otto.

Am ersten Samstage im September vorigen Jahres war ein christlicher Kaffernarbeiter von seinem Freunde zu einem Abendtrunke eingeladen.

Am Samstage wird die Arbeit etwas früher beendet und die Zeit, zu dem etwa eine Stunde entfernten Kraale zu gehen, fand sich prächtig.

So ein Abendtrunk ist ja an sich eine sehr schöne Sache, ein fester Kitt für schon vorhandene Freundschaft, wenn es ohne Rausch abgeht.



P. Emmanuel Hanisch auf einem Missionsritte.

Der Eingeladene sprach auch mit einem Bruder, mit dem er arbeitete, von seinem Vorhaben. Doch dieser meinte, es gäbe noch schönere, edlere Feste; er meinte: morgen ist der erste Sonntag im Monat, dann kommt das Fest Maria Geburt, statt dieser Einladung zu folgen, wäre es weiser, man ginge heute Abend zur Beichte und morgen zur heiligen Kommunion.

Am nächsten Werktag war der Arbeiter äußerst frühzeitig auf dem Arbeitsplatze und in heiterster, fröhlichster Stimmung. Der Bruder schaute etwas verwundert — doch der Kaffer verriet gerne den Grund seiner Freude.

Er hatte den Rat wirklich befolgt und, wohl zum Lohne, gab ihm Gott bei der heiligen Kommunion eine recht große Freude ins Herz.

Der Arbeiter war nun froh, daß er nicht zu dem Trunke ging; er wußte bereits, wie dort das zulässige Maß überschritten wurde, die Teilnehmer am folgenden Sonntag die heilige Messe versäumten und sich wohl des Seelenfriedens nicht erfreuten, den er nun besaß.

Auch den Kaffer läßt Gott religiöse Erfahrungen machen, und solche Erlebnisse stützen und stärken ihn, begeistern auch den Kaffer für die Tugend.

Bruder und Kaffer waren robuste Leute — es waren Maurer.

Maria Coreto.

Von Schw. Engelberta.

(Fortsetzung.)



anz erstaunt fragte ich nun: „Ja, wie kommt es denn, daß du die Kinder taufen liehest? Wann wurde denn Ida getauft?“ Da sagte mir die alte Hexe: „Ida war als ganz kleines Kind am Sterben. Die Geister ihrer Ahnen wollten kein Gebet für das Kind erhören; aber ich und mein Mann (auch ein Hexendoktor) wollten das Kind absolut nicht sterben sehen und so wollten wir es dem Christengott weihen und es ihm ganz überlassen. Und da Ida jetzt sechs Jahre alt ist, so bringe ich sie zur Schule, damit das Versprechen, das ich im Falle der Genesung dem Christengott machte, erfüllt wird. Auch dem Umfundiji, welcher das Kind taufte, habe ich es versprechen müssen, das Kind christlich erziehen zu lassen.“ „Hier“, sagte sie dann, „lehre Ida alles, was ein Christenkind und ein Kind Gottes wissen muß. Nokwazi soll immer bei Ida bleiben, damit ich weiß, was die Christen mit meinem Kinde tun.“ Dann nahm die unheimliche Frau ein Beutelchen, reich mit Perlen gestickt, vom Hals und gab mir das Geld. Sie wollte ein Sonntagskleid für Ida und Nokwazi kaufen, damit sie zur Kirche gehen könnten. Beide Mädchen hatten schöne Kleider. Als ich mich darüber wunderte, sagte die Hexe stolz: „Wir kennen unsere Pflicht. Ida ist vom ersten Tage ihrer Taufe an nie mehr nackt gewesen. Ich werde auch alles kaufen, was sie brauchen. Geschenkt will ich nichts. Also sprach sie und erhob sich dann stolz. Ich lud sie ein, in die Kirche zu kommen und auch die Schule anzuschauen. Da wurde sie aber fast böse und mit einem „Nege“ (niemals!) schickte sie sich zum Heimgehen an. Die kleine Ida wollte der Mutter nachsehen, doch diese rief ihr zu: „Blala (Bleibe), du bist ein Kind Gottes.“

Scheu drückten sich die beiden Mädchen an die Wand; bald jing das große zu weinen an. Ida aber, das kleine, zierliche Püppchen, blickte ihre ältere Schwester trotzig an und sagte gebieterisch: „Tula wena!“ (schweige still). Schwester Blasja bemühte sich mit den Kindern und wollte Ida einen Apfel geben. Diese aber sah das rotwangige Ding so mißtrauisch an, daß wir alle lachen mußten. Nokwazi nahm zwar den Apfel, ließ aber erst ein anderes Kind davon abbeißen, um zu sehen, ob er nicht vergiftet sei. Dann aß auch sie langsam und vorsichtig.

Ida und Nokwazi waren nun schon ganz besondere Schäfchen, die wir da erhalten hatten. Schwester Blasja und ich glaubten anfangs keineswegs, daß diese zwei Kinder wirklich zur Schule kommen würden. Die beiden Kleinen sprachen nichts, weder mit uns, noch mit andern, waren immer für sich. Erst nach und nach wurden sie zutraulicher. Eines wunderte mich überaus, daß sie nämlich wirklich alle Tage zur Schule kamen und ein Talent entfalteten, wie ich es in meiner langjährigen Praxis noch von keinem Kaffernkind gesehen habe. Besonders Ida war so intelligent. Fast erschreckend ist der Verstand dieses überaus schwächlichen Kindes. Manchmal dachte ich, ob nicht das Kind vielleicht doch schon in einer Schule war. Es konnte sofort lesen, schreiben. Kaum, daß ich ihr einen Buchstaben gezeigt hatte, konnte sie ihn sofort richtig nachmachen. Ich mußte diese Schülerin schon bald aus der Klasse A herausnehmen und sie in Kurs B setzen. Aber auch da überflügelte sie die andern gar schnell und sie kam in Kurs C. Auch da überholte sie in kurzer Zeit die anderen und so kam sie in Kurs D. Aber auch da ist sie den andern beinahe wieder voraus. Auf eine mir

ganz unerklärliche Weise konnte sie schon korrekt englisch lesen und buchstabieren. Mehr als einmal mußte ich mir sagen: Wahrhaft, die Tochter der alten Heye ist auch eine kleine Heyemeisterin.

Allmählich wurden die Kinder immer zutraulicher. Die kleinen Neuglein der kleinen Ida glänzten immer vor Freude, wenn sie wieder etwas Neues gelernt hatte; immer hilft sie dann dem zwei Jahre älteren Schwesterchen. Auch beten und Singen lernt Ida schnell. Aber sonderbarerweise gab sie mir keine Antwort im Religionsunterricht, obwohl sie ihren Katechismus schon längst in der Zulu-sprache fließend lesen konnte. Ihre ältere Schwester dagegen benimmt sich ganz natürlich wie die anderen Kinder.



Arthur Nkomo, Lehrer in Mariannhill und seine Braut Clara.

Ida ist eine überaus fleißige Schülerin. Keinen Tag bleibt sie zuhause, ob es nun drückend heiß ist oder stürmt und regnet. Während der Spielzeit noch zeichnet oder wühlt sie in Büchern herum. HOFFENTLICH wird aus dieser kleinen Heye etwas Tüchtiges. Mit Besorgnis für ihre Zukunft erfüllen mich ihre Familienverhältnisse. Wenn es gelingt, sie später nach Czenstochau in die Missionschule zu bringen und sie dem nachteiligen Einfluß des elterlichen Hauses zu entfremden, dann kann noch alles gut werden.

Nun will ich aber den Bericht für das Jahr 1919 schließen. Ich könnte freilich aus diesem Jahr noch genug erzählen. Bin 'ne alte Plaudertasche, die an kein Ende kommt und der das Schnürl, wie man auf gut österreichisch jagt, nie ausgeht. Auf Wiedersehen!

Es ist eine hehre Pflicht für jeden guten Katholiken, das Missionswerk, so gut er kann, zu unterstützen und zu fördern. Die Kirche kann ohne diese Mitarbeit ihrer Gläubigen Jesu letzten Willen und Testament, sein heiliges Missionsgebot gar nicht erfüllen. Wo soll sie die Missionare hernehmen, wenn die kath. Familien ihre Kinder für diesen Beruf nicht hingeben? Woher soll sie die Mittel bekommen, um die Glaubensboten auszubilden, auszusenden, zu unterhalten; Kirchen, Kapellen, Schulen zu bauen? Wer will den Segen des Himmels auf den dürrn Acker der heidnischen Welt herabbeten, wenn die Gläubigen es nicht tun?
P. Fischer, Hilf Seelen retten.

Im Schweigen der Wüste.

Fortsetzung.



ber der schlummernden Südländstadt schimmerten Myriaden goldener Sterne vom nachtblauen Himmel. Ruhelos fluteten die Wogen des Mittelmeeres und rauschten ihr uraltes mächtiges Lied. Zahllose Lichter flammten längs der Dämme, tanzten über den Massen schwarzer Seeungetüme, die nach mühevoller Fahrt träge im Hafen ruhten. In der Ferne blitzte von Zeit zu Zeit das Leuchtfeuer auf Kap Matufi.

Durch die schlafenden Gassen der Altstadt schritt rüstig ein Wanderer. Er wanderte die breite Straße durch die Vorstadt Ba el Wedd und folgte schließlich der breiten Straße, die zum Heiligtum Unserer lieben Frau von Afrika führt. Lange stand der algerische Jude, denn ein solcher schien es, vor dem ehrwürdigen Bauwerke, das französischer Glaubenssinn und Begeisterung der Gottesmutter errichtet hatte.

Lange schweiften die Blicke des Pilgers über die weite Bucht von Algier, über welcher formlose Gebilde von Nebel lagerten, um erst bei aufgehender Sonne in Nichts zu zerfließen.

Eben röteten sich die Firnen der Dschurdjchura im Osten und bald schwamm das Vorgebirge Matufi in flüssigem Gold. Wie ein Schlastrunkenes, holdlächelndes Anäblein stieg der junge Tag herauf.

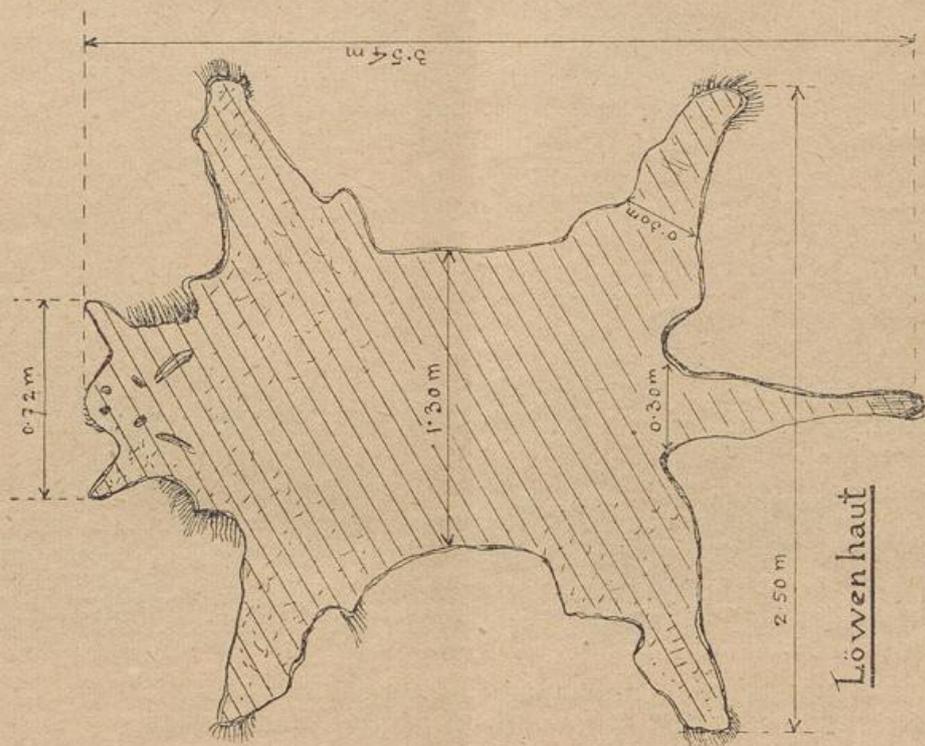
Da wandte sich Rabbi Kara, der Pilgrim am Heiligtum Mariens, und wanderte landeinwärts fort gen Südwesten. Ein Pikett reitender Jäger sprengt vorüber, ohne den Dahinziehenden zu beachten.

Nach wochenlangem Marsch änderte Rabbi Kara die ursprüngliche Richtung und wandte sich westwärts. Unter unsäglichem Bespöddeln und Mühsalen reiste er auch bei Nacht, so oft ihn der Sirokko, der heiße Glutwind, zwang, im dürstigen Schatten verkrüppelter Bäume zu rasten. Mit Hunden ließ sich der ausgemergelte Fahrer von den jämmerlichen Gurbis der Araber vertreiben, wenn er hungrig oder dürstend in einem Dar zu betteln sich unterfangen. Im vollen Maße genoß Kara die Mißachtung des Arabers dem verachteten Juden gegenüber. Aber alle Unannehmlichkeiten konnten den Marsch und die Absichten des Reisenden nicht verhindern. Mehrere Wochen nach seinem Ausbruch von Algier überschritt er die Südostgrenze von Marokko bei der dürstigen Oase Ain-Mschena. Bald erschien er in dieser, bald in jener Stadt, selbst in den Hauptzentren des schauerlichen Landes in Fez und Marakech. An jedem Orte von einiger Bedeutung lungerte er eine geraume Zeit umher, sich tagelang auch in ihrer Nähe aufhaltend. Sein scheues Gebahren und anscheinend völlige Teilnahmslosigkeit erregte keinen Verdacht. Tagelöhner, Bettler, Blinde, Kranke und Idioten finden sich in den gesegneten Landen des Halbmondes in großer Zahl auf den Gassen. Wenn sie lästig, zudringlich oder hinderlich werden, verweist sie ein kräftiger Fußtritt oder unbarmherziger Stockschlag in ihre Grenzen. Von autorisierten Räubern und Wegelagerern hatte er nicht viel zu fürchten, denn ihren geschärften Blicken entging seine Armut nicht. Nur wenn er sich völlig sicher fühlte bei Glaubensgenossen, die ihn wohl unterstützten, zeigte er eine gewisse Geschäftigkeit im Aufnotieren besonderer Dinge in kleinen Büchlein mit krausen Schriftzeichen. Diesen Schatz brachte er in kritischen Augenblicken stets in Sicherheit. Der Rabbi Kara war schlau.

An einem späten Abend öffnete sich wieder das Psörtchen in der Abderhaman-Gasse. Rabbi Tussuf empfängt Besuch. Eine abenteuerliche, verwahrloste, in

Lumpen gehüllte Gestalt schleppt sich müde über die Schwelle, taumelt die bekannten Stufen hinab und wird mit häufigen Rücklingen des Alten in eben jenes Zimmerchen geführt, das vor zwei Jahren der junge Herr von Foucault zum ersten Mal betreten hatte.

Und wieder geht hier eine Verwandlung vor sich. Rabbi Kara, der Angekommene, schält sich aus seinen Lumpen und als Jussuf sich zurückgezogen, verwandelte sich der „Jude“ in den Grafen Charles. Er hat sich verändert; seine Züge sind schärfer, sein Blick kühner, hat er doch tausend Gefahren ins Auge geschaut. Als auch der entstellende Bart gefallen, bis auf ein wirkliches Schnurrbärtchen, da lacht des jungen Offiziers sympathisches Gesicht den wieder hereintretenden Jussuf an.



Charles blieb noch geraume Zeit bei den alten Freunden in der Abderhaman-Gasse, um sich wieder in salonfähigen Zustand zu setzen, vor allem aber, um eifrig sein Werk über Marokko zu bearbeiten und zu vollenden.

Eines Tages meldete er sich bei seinem alten Korpsgeneral und überreichte der Exzellenz, der freudig erstaunte, ein umfangreiches Manuskript nebst Karten und Plänen über Marokko.

Seit der Okkupation von Algerien war auch Marokko den Franzosen begehrter erschienen und ihre Militärs hatten sich das Studium des reichen Landes immer angelegen sein lassen. Eine Einverleibung dieses Landes in französischen Kolonialbesitz erschien nur eine Frage der Zeit. Charles mußte, wie geschätzt eine genauere Kenntnis dieser Gegenden wäre. Noch war die Gelegenheit günstig, eine heimliche Reise dahin zu unternehmen und trotz der äußerst mißtrauischen Eingebornen das Land auszukundschaften und zu erforschen. Was bei einer solchen Aufgabe auf dem Spiele stand, dessen war er sich wohl bewußt. Deshalb hatte er es vorgezogen, ohne Mitwiffer an das geplante, gefährliche Werk heranzugehen. Der

vortreffliche Plan war dank der Ausdauer und eisernen Konsequenz des jungen Forschers vollständig gelungen. Tollkühn konnte das Unternehmen genannt werden. Aber junger Wagemut läßt sich gern von Abenteuern reizen.

Ein guter Stern hatte Charles geführt — das Gebet einer treuen Mutter.

Seine Arbeit wurde vom Kriegsministerium lobend anerkannt und zur Veröffentlichung bestimmt. Die große Presse besprach seine Leistung und der bescheidene Leutnant wurde bekannt. Seine Kameraden waren stolz auf ihn und begrüßten ihn nach fast dreijähriger Abwesenheit. Sie neckten ihn wohl auch und stellten ihm Beförderung und viel andere Ehre in Aussicht. In Wirklichkeit trug man sich auch höheren Orts mit dem Plane einer gebührenden Würdigung seiner Tat. Vor allem aber wurde ihm bereitwilligst ein kleiner Erholungsurlaub nach Frankreich gewährt, wo er in seiner pikardischen Heimat auf Schloß Fleurmont die Mutter wieder sehen sollte, um sich auszuruhen von den Mühsalen der vergangenen Jahre. Diesmal nahm er freudigen Abschied von seinen Kameraden und der „Mustapha“ brachte ihn bei guter Fahrt von Algier nach Marseille.

Sein Eintreffen in der Heimat ward festlich begangen, wie wir zu Anfang gesehen haben. Nun war er daheim.

Träumend sitzt Charles am Fenster in seinem Zimmer und blickt hinaus in die Sommernacht.

Die Worte der Ordensfrau klingen noch in seinen Ohren, dringen ein in die innerste Seele und zwingen ihn zum Denken.

Er überdenkt noch einmal die vergangene Zeit, erinnert sich der Lernjahren beim alten Rabbi Zussuf, wandert als Rabbi Kara wieder nach Marokko. Die Erinnerung taucht auf an all die Abenteuer und Gefahren. Das Lob der Welt schmeichelt ihm ein flüchtiges Lächeln ab. Für wen hat er gearbeitet und sich Gefahren ausgesetzt? Für sein Vaterland und dessen Ruhm und Ehre. Für die Nation ist nichts zu gering. Mit glühendem Herzen liebt Charles sein schönes Vaterland, das seine Verdienste würdigen wird. Was hatte Schwester Renaude gesagt? Solche Großherzigkeit gegenüber Gott sei nur selten? Ja, förderte denn sein Verdienst, sein Werk nicht auch die Ehre Gottes? Wenn Frankreich festen Fuß in jenem Lande faßt, dann hört doch dort die Heidenwirtschaft auf; auch Gott kommt auf seine Rechnung und dazu hat auch er beigetragen. So hatte doch, oder Aehnliches, Herr von Lunel bei seinem Toaste gesagt.

Charles steht auf, mit seinen Fingern nervös auf die Fenster Scheiben trommelnd, durch die eben das Silberlichtlein des Sternes hereinlugt.

Frankreich als Staat arbeitet nicht mehr für Gott, das war einmal — und suchend irrt des jungen Offiziers Auge in des Zimmers Tiefe, wo über dem Kamin Sims auf schwerem Goldrahmen ein Tempelritter trotzig niederschaut, Gaston von Foucault-Fleurmont, einer der Ahnherrn des Geschlechtes.

Und für dieses Land, sein verblendetes Vaterland, hat Charles seine sprühende Jugendkraft darangesetzt und will sie auch fürderhin noch daransetzen, um dessen Diesseitspläne und zwecke zu fördern und zu verwirklichen suchen. Und da erinnert er sich wieder, was er einst in einem bescheidenen Büchlein gelesen und was ihm oft, meist unerwünscht, einfiel: „Eitelkeit der Eitelkeiten, alles ist Eitelkeit, außer Gott lieben und ihm allein dienen. Das ist die höchste Weisheit, durch Verächmung der Welt nach dem Reiche der Himmel streben.“

Der junge Graf steht noch immer am Fenster und schaut hinaus, hinauf zum dunklen Nachthimmel, wo das Sternlein heller glänzt und von dem sich ein Strahl hernieder senkt in die unbewußt gottsuchende Seele des Menschenkinde's da unten.

in der es auf einmal bangte und dann wie schmerzende Feuer brannte — wie Heimweh, wie verzehrende Sehnsucht nach einem weltfernen Glück. —

Eine grenzenlose Weltverachtung überkam Charles und wie Schuppen fiel es von seinen Augen. Wie bald würde er von andern überholt sein, kühnere Forscher würden ausziehen, größere Helden aufstehen, leuchten und verschwinden wie Meteore. Gleich bleichen Schatten flatterten die Größen der Weltgeschichte an seinen geistigen Blicken vorüber. Wie viele ließen ihren Ruhm bis in die fernsten Geschlechter erstrahlen und glaubten mit dem alten Dichter stolz sprechen zu dürfen: „Exegi monumen-



Br. Ludger in seinem Atelier mit schwarzen Lehrjungen.

tum aere perennius!“ (Horaz.) „Ein Denkmal habe ich mir errichtet, das dauerhafter ist als Erz!“ Aber was verkündet eigentlich ein großartiges Ruhmesmal? Je höher und stolzer sich ein solcher Denkstein erhebt, um so lauter und eindringlicher ruft er in alle Welt und in jedes Zeitalter hinaus, daß unter ihm menschliche Gebeine modern; Staub und Asche wird auch der gefeiertste Mensch und nur das hat Ewigkeitswert, was die Seele mit hinüberbringt und wofür sie Gotteslohn empfangen wird. Und so verdichtete sich Charles ganzes Sinnen und Trachten in dem einen Wunsch: Für Gott zu arbeiten und vielleicht in seinem Dienste etwas Ersprießliches zu leisten; seiner Seele Heil zuerst sich sichern und andere Seelen für Gott gewinnen. Seelen gewinnen durch Buße, Arbeit und Gebet, Selbstverleugnung und Sichselbstvergessen. Und nun nahm das Lebensschifflein einen andern Kurs und hinter ihm tauchte das leuchtende Gestade des Weltlebens und seiner Ansprüche unter und vor seinem Kiel dehnte sich in unermesslicher Weite das Meer des Leidens und der Entsjagung; aber ein Neuland winkte am fernem Horizonte, dort landeten alle, die des Lebens guten Kampf gekämpft, die Treue gehalten und den Glauben bewahrten. Dem Wirken der Gnade setzte der junge

als
ter
er

Offizier nicht nur keine Hindernisse entgegen, sondern entsprach ihr durch völlige Hingebung in den Willen Gottes. Nach langer, ernster Beratung mit seiner geliebten Mutter, die er in seine neuen Pläne einweihete und nach Aussprache mit erfahrenen Seelenkennern betrat er einen Weg, der ihn zur Erkenntnis führen sollte, ob er für ein Leben, wie es ihm vorjuchete, stark genug sei.

gen
we
wo
tan
Le

In einem verödeten Küstenstädtchen Kleinasiens erhebt sich auf dürrer Hügel ein armes Karmeliterklosterchen. Mit Bienensleiß haben die französischen Nonnen dem kargen Boden hier einige Fuß breit Nutzgelände abgerungen: ein kleines Gärtchen, umschattet von einigen Olivenbäumen; ein klares Brunnlein plätschert im Hofe. Unweit der übergroßen, starken Klausurmauer steht die kleine Pförtnerwohnung oder, besser gesagt, das Häuschen des Wächters. Wenn die Pforte geschlossen ist, haben die friedlichen Klosterbewohner nichts zu befürchten trotz der bekannten Unsicherheit dieser Gegend. Aber sie vermeiden es auch, in das verwahrloste Städtchen hinabzusteigen, um die notwendigen Angelegenheiten zu erledigen. Dazu pflegen sie sich einen sog. Dragoman zu halten.

Ku
St
fan
ve
Se
Di
Di

Die Fügung wollte, daß Charles es in Erfahrung brachte, als die Nonnen sich nach einem neuen Dragoman umsahen; fast gedankenlos hatte er in einem Heftchen geblättert, welches Nachrichten aus den Orientmissionen der Karmeliter verbreitete. So tat denn Charles den ersten Schritt auf seinem neuen Wege. Als bescheidener Fahrgast machte er mit einem mehr als anspruchlosen französischen Mittelmeerdampfer eine keineswegs angenehme Fahrt nach dem Kloster dort und bewarb sich um den ausgeschriebenen Posten. Außer der Oberin hatten die guten Nonnen nicht die geringste Ahnung, woher und wer der neue Dragoman sei.

in
Se
nä
Se
jei
au

Charles fand sich bald in seiner neuen Berufsstellung zurecht und verrichtete mit größter Aufmerksamkeit seine mannigfaltigen Obliegenheiten. Hatte er seine Ausgänge besorgt, dann waltete er als Gärtner oder spaltete Holz für die Küche. Wohl niemals hatten die Nonnen einen willigeren und pflichteifrigeren Hausdiener besessen. Seinem eigenen, mehr als bescheidenen Haushalte mußte er selbstverständlich allein vorstehen, sich Speise und Trank bereiten, doch seine Ansprüche waren die denkbar geringsten. Daß diese Lebensweise Charles Opfer auferlegte, besonders innere, ist leicht einzusehen. So prüfte sich Charles zwei Jahre lang, dann war er gerüstet für einen beschwerlicheren Weg.

br
tu
Se
ne
br

Seine Stärke schöpfte er und fand er im Gebete und in der Vereinigung mit seinem Gott und in der Eucharistie. Nur dem Heiland ist es bekannt, was er in stillen Stunden der Andacht mit ihm besprochen. Die Sehnsucht und der Drang nach einem noch strengeren Leben lenkte sein Sinnen auf jene stillen, weißen Mönche, deren Wiege in dem ernst düsteren Tale La Trappe gestanden.

lie

Inmitten der blühenden Gefilde der Medscherda, dem Garten Frankreichs, unfern der Stadt Algier, liegt unter Oliven- und Eukalyptushainen verborgen die kleine Trappistenabtei Stahueli. Hier meldete sich eines Abends ein wandersmüder Reisender und begehrte Einlaß und Verbleib. Der ehrwürdige Abt besprach sich lange mit dem Ankömmling und dann nahm ihn der Konvent als Prüfling auf. Die stummen Mönche fragten nicht, woher der neue Mitbruder sei, der still und stumm, nur zur Ehre Gottes die Stimme erhebend, in Demut und Gehorsam seine neuen Pflichten erfüllte.

W
S
id
w
br

Charles wurde Priester. Und mit der Liebe zu Gott wuchs seine Liebe zum Opferleben in der Abgeschiedenheit. Da trat ein Umschwung in seinem Innern ein und in seiner Bedrängnis eröffnete er sich seinem Führer, dem Abte.

(Fortsetzung folgt.)

Missionsfahrten und Reiseabenteuer eines Glaubenshelden in alter Zeit.

(Fortsetzung.)



Während des Sommers regnet es in Habessinien keinen Tropfen, im Winter aber jeden Tag mehr oder weniger. Des Morgens scheint zwar gewöhnlich die Sonne und verspricht das schönste Wetter, kaum ist jedoch Mittag vorüber, so tritt ein schneller Wechsel ein. Die Dünste der Nacht und des Morgens sammeln sich und verdunkeln allmählich den Himmel, bis gegen zwei Uhr ein von ununterbrochenen Blitzen und fürchterlichem Donner begleitetes Gewitter losbricht und sich durch einen drei bis vier Stunden dauernden Platzregen entladet. Während dieser Zeit kann niemand im Freien bleiben; der Landmann spannt seine Ochsen aus und zieht sich in seine Hütte zurück; der Reisende rettet sich nach dem



Ehrw. Mutter Hilaria, Provinzialin, mit ihren Räten (Mariannhill.)

nächsten Dorfe, um daselbst sein Zelt aufzuschlagen, und jeder Mensch sucht unter Obdach zu kommen, denn die Regengüsse sind nicht nur sehr heftig, sondern auch sehr ungesund und erzeugen schnell allerhand Krankheiten. Der Donner rollt fürchterlich und die Blitze schlagen häufig ein und töten viele Menschen und Tiere.

Sobald das Gewitter vorüber ist, scheint die Sonne wieder so herrlich wie vorher und wenn die Gewässer sich mit eben solcher Schnelligkeit verlaufen könnten, so würde man kaum glauben, daß es geregnet hat; es bilden sich aber allenthalben Lachen und Pfützen, die zuletzt in Fäulnis übergehen und besonders im Oktober die Luft verpesten. Eine andere nicht minder gefährliche Landplage sind die Heuschrecken, welche aus der Wüste kommen und oft in wenigen Stunden jede Hoffnung auf die Ernte vernichten. Die Furcht vor diesen verderblichen Insekten mindert sich jedoch mit dem November, denn von diesem Monat an weht ein Wind,

welcher sie in das Rote Meer treibt, wo sie unkommen. Während des Jahres, in welchem wir in Habessinien anlangten, wurden mehrere Provinzen von den Heuschrecken verheert und die Bewohner durch den Hunger gezwungen, ihre Heimat zu verlassen; viele von ihnen kamen in die Gegend von Fremona, um hier ihren Lebensunterhalt zu suchen, wodurch uns eine günstige Gelegenheit geboten wurde, sie zum katholischen Glauben zu bekehren und sie einer Gnade theilhaftig zu machen, welche für andere bestimmt zu sein schien.

Da wir uns, wie bereits bemerkt wurde, nicht vor dem Monate November an den Hof begeben konnten, aber doch auch nicht gern müßig blieben, so wurde beschlossen, daß wir uns in der Umgegend zerstreuen sollten, um zu predigen und Religionsunterricht zu erteilen. Mich schickte man mit einigen Gefährten nach einem etwa zwei Tagereisen entfernten, auf einem Berge liegenden Flecken, dessen Gebieter sich dem katholischen Glauben zugewendet und um Missionäre gebeten hatte. Er empfing uns sehr wohlwollend und schenkte uns eine Kuh, was als Zeichen großer Aufmerksamkeit gilt, wir schlachteten deshalb, um seine Höflichkeit zu erwidern, das Tier jogleich und überreichten ihm ein noch dampfendes Viertel nebst der Galle, der größten Leckerei der Habessinier, die sie nur dem Freunde vorsetzen, welchem sie die größte Ehre erweisen wollen.

Ich glaubte deshalb anfangs, die Tiergalle sei in Habessinien nicht so bitter wie bei uns, überzeugte mich aber, als ich sie versuchte, daß sie sogar noch bitterer ist, und doch sah ich mehr als einmal mit eigenen Augen, wie unsere habessinischen Diener große Becher voll Galle mit noch größerem Behagen austranken, als ein Becher bei uns ein Glas des köstlichsten Weines ausschürft. Wir wollten unser Bekehrungswerk mit der Herrin des Ortes beginnen, fanden aber trotz des Beispiels und Zuredens ihres Gemahls kein Gehör, nicht weniger waren ihre Untertanen gegen uns eingenommen, denn man hatte ihnen vorgezwängt, wir bereiteten die Hostien, welche wir bei dem Abendmahle reicheten, aus dem Saft des Fleisches von Kamelen, Hunden, Hasen und Schweinen, welche Tiere in Habessinien als unrein betrachtet und im höchsten Grade verabscheut werden. Da diese einfältigen Leute, wenn wir mit ihnen ein Gespräch anknüpfen wollten, eiligst entflohen und wir ihnen diesen Wahn nicht benehmen konnten, so schüttelten wir nach der Vorschrift unseres Herrn Jesus Christus den Staub von unsern Füßen und zogen weiter. Als wir uns einem anderen Dorfe näherten, schallte uns ein fürchterliches Geheul entgegen und wir vernahmen alsbald zu unserm nicht geringen Erstaunen, daß man das Petergeschrei unserer Ankunft wegen erhebe, weil die Bewohner gehört hatten, wir seien Abgesandte des Teufels und kämen, um sie zum Abfall vom wahren Glauben zu verleiten. Kein besserer Empfang wurde uns in mehreren anderen Dörfern und hätten uns die Vorsteher derselben nicht in Schutz genommen, so wären wir nirgends unseres Lebens sicher gewesen. Ohne uns durch das Mißlingen unserer ersten Versuche abschrecken zu lassen, schlugen wir endlich unsere Zelte an dem Fuße eines Berges auf, auf welchem mehrere Dörfer lagen und gingen an zu predigen. Die Bewohner wagten allmählich näher zu kommen, die meisten freilich aus Neugierde, manche aber auch, um sich unterrichten zu lassen, und unsere Bemühungen wurden durch die Gnade des Allmächtigen mit so großem Erfolge gekrönt, daß sich in ganz kurzer Zeit das ganze Dorf bekehrte. Später hörten wir von diesen guten Leuten, daß ihre Priester und Mönche ihnen die schrecklichsten Dinge von uns erzählt und sie beredet hatten, uns folge auf dem Fuße ein ungeheures Heer von Heuschrecken, welches ihre Felder verwüsten würde. Aber gerade diese Landplage gereichte durch die Fügung Gottes vielen, welche dadurch betroffen wurden, zum Heile, denn die sämtlichen Bewohner mancher Dörfer wanderten aus, um sich

anderwärts Lebensmittel zu suchen und auf diese Weise kamen auch Scharen von ihnen in unsere Mission, wo wir, wie bereits bemerkt wurde, nach Kräften für ihre körperlichen Bedürfnisse sorgten und dadurch auch Gelegenheit fanden, an ihrem Seelenheile zu arbeiten, indem wir ihnen ihren sündigen Zustand vorstellten und die zur Erlangung der ewigen Seligkeit nötigen Mittel darboten. Wir schlugen bald da und bald dort unser Zelt auf und stellten unsern tragbaren Altar unter einen großen Baum, der uns Schatten und Kühlung darbot. Jeden Tag begannen wir mit dem Aufgange der Sonne unsern Unterricht, fragten die Zuhörer über die ihnen vorgetragenen Lehren und ließen sie ihre Irrtümer abschwören. Waren wir zu müde, um weiter zu sprechen, so stellten wir diejenigen, welche zum Empfange der Taufe genügend vorbereitet waren, in Reihen auf.



P. Thomas ruft mit der Trompete die Christen zur Katechese.

ließen sie das Glaubensbekenntnis ablegen und gingen mit großen Krügen voll Wasser von Reihe zu Reihe, um sie nach den Vorschriften der Kirche zu taufen. Da ihre Zahl zu groß war, als daß wir jedem einzelnen einen andern Namen hätten geben können, so riefen wir mit lauter Stimme: „Die Leute in dieser Reihe heißen Peter und die in jener Anton“; ebenso verfahren wir mit den Frauen, die von den Männern getrennt standen, indem wir riefen: „Diese da heißen Maria und jene dort Anna“. Wir taufte sie jedoch nur bedingungsweise und ließen sie sogleich ihre Beichte ablegen. Darauf wurde um 11 Uhr Messe gelesen und das Abendmahl ausgeteilt. Nach der Messe fing der Unterricht von neuem an, jedoch wir keine Zeit hatten, müßig zu sein und uns kaum des Abends die Zeit nahmen, um einen Bissen zu essen, denn wir hielten des Tages nur einmal Mahlzeit.

(Fortsetzung folgt.)

Der Erstlingsmartyrer der Propaganda.



Die Mittagsjonne des 24. April des Jahres 1622 strahlte über die schneebedeckten Bündnerberge und küßte die ersten Frühlingsblumen im Tale des Prätigan. Frieden atmeten die erwachende Natur, der Firn im jungfräulich weißen Schneegewande, die Gänseblümchen auf der Wiese, der murmelnde Bach und die singende Amsel.

Nur der Mönch konnte diese friedliche Frühlingswonne jören. Auf der Straße zwischen Grösch und Seewis ertönte Kriegsgeschrei und Waffenlärm. Die Luft schien zu erzittern von dem Gluchen und Loben einer rasenden Kotte wild aussehender Männer, die in fanatischer Wut auf ein armes Opfer einschlugen.

Als sie auseinander stoben, da lag als das Opfer ihres Wutausbruches am Begrande hingestreckt der P. Fidelis von Sigmaringen. Sein brauner Kapuzinerhabit war zerfetzt; aus mehr als zwanzig Wunden entquoll das warme Blut und färbte die weißen Blümchen rot.

Der Vater war noch nicht tot. Sein Auge schaute noch die schönen Prätigauerberge und den blauen Himmel, seine Lippen bewegten sich noch im Gebete für das verirrte Volk, welches er zurückführen wollte aus dem finsternen Wahn des Calvinismus zur verlassenen und verfolgten Mutterkirche. Vor einer Stunde noch stand er auf der Kanzel in Seewis droben und predigte mit glühendem Seeleneifer von dem e i n e n Gott, von dem e i n e n Glauben, von der e i n e n Laufe. Da war der Sturm der verblendeten Häretiker losgebrochen, hatte seine Freunde zerstreut und ihn selbst am Begrande niedergeschmettert.

Wie er so dalag und die Schatten des Todes allmählich über seine Augen sich lagern fühlte, da stiegen in bunter Reihenfolge die Bilder seines Lebens nochmals vor seinem Geiste auf.

Er sah sich im Heimatstädtchen Sigmaringen an der Hand seiner Mutter zur Kirche gehen, sah sich mit seinem Bruder beim guten alten Pfarrer, der sie in die Geheimnisse der lateinischen Grammatik einweihete. Die Jugendjahre in der Heimat waren doch der schönste, sonnigste Teil seines Lebens gewesen! Aber schön war auch das frohe Studentenleben in der Universitätsstadt Freiburg i. Br. Welch feierliche Augenblicke waren jene gewesen, als ihm der Rektor der Universität den Doktorhut der Philosophie und einige Jahre später jenen beider Rechte überreichte. Und doch hatte er bereits damals gemeint, die braune Kapuze des ärmsten Kapuzinerbruders, den er in der Mosenstadt zu sehen bekam, sei doch ganz was anders, als dieser Doktorhut. Sein Bruder hatte diesen Gedanken zu Ende gedacht. An der Pforte des Kapuzinerklosterleins nahmen sie Abschied von einander. Der gefeierte Magister der freien Künste legte Waffengürtel und Degen ab und gürtete sich mit dem Stricke. Der junge Doktor aber zog hinaus in die weite Welt. Da hatte er Paris und Rom gesehen, hatte mit glänzendem Erfolge an den Disputationen der Pariser Magistri teilgenommen, war mit der päpstlichen Prozession durch die Straßen der ewigen Stadt gezogen, hatte mit vielen berühmten Männern Bekanntschaft gemacht und daneben oft und oft die Leichen der Armen zur letzten Ruhestätte begleitet.

Anderere Bilder tauchten auf. Er sah sich als Rechtsbeistand im Gerichtssaale. Wie hatte er dort mit brennendem Eifer das Recht der Armen verteidigt im Kampfe mit dem „juristischen Faustrecht“ jener Zeit. Dort hatte ihm die Entscheidungstunde seines Lebens geschlagen, als ein Amtskollege ihm raten wollte,

doch von seiner allzustrengen Rechtsnorm abzuweichen, sich ein bißchen zu verstellen. Da hatte er mit brennender Scham ob einer solchen Zumutung endgültig den Gerichtssaal verlassen.

Und dann kam jener Tag, da er als Primiziant am Altare stand. Jetzt sah er sich wieder in jenem Augenblicke vor den Stufen des Altares, wo er nach der ersten heiligen Messe die liturgischen Gewänder ablegte und seinen Leib in den braunen Kapuzinerhabit hüllte, seine Lenden mit dem weißen Stricke gürtete. Der glückliche Primiziant schritt vom Altare weg als ein noch glücklicherer Ordensmann.

Die Bilder wechselten. Statt im Gerichtssaal sah er sich auf der Kanzel in verschiedenen Städten Deutschlands und der Schweiz. Und da sah er auch wieder sein Feldkirch, seine Stadt, wo er als Prediger und Guardian so schöne Zeiten



Kinder und Blumen.

erlebt hatte als ein Tröster der Bedrängten, als ein Advokat der Armen und eine Zuflucht der Sünder.

Dort hatte er eines Tages den Ruf bekommen, der ihn dahin geführt, wo er jetzt war, zum glorreichen Martertode. Verführte, irrende Seelen wieder für Christus zu gewinnen, welche Aufgabe hätte für ihn erwünschter sein können! Mit lodender Begeisterung war er hinaufgestürzt ins Bündnerland, um das biedere Volk, welches durch die finstere Irrlehre Calvins verführt und fanatisiert worden war, im wahren Glauben wieder glücklich zu machen. Viele waren seinem Rufe gefolgt. Er sah sie alle, die er wieder glücklich gemacht, von den einfachen Bergbauern bis zu den Edlen von Planta und Salis.

Er sah sich auch dem päpstlichen Nuntius gegenüber, der ihn im Namen der neugegründeten Kongregation der Glaubensverbreitung zum Leiter der apostolischen Präfektur Rätien ernannte. Dieses Rätien wollte er nun für Christus und seine Kirche wiedergewinnen und mußte er auch sein Blut dafür hingeben!

Und jetzt benetzte sein Herzblut wirklich die rätische Erde. Immer dunkler senkten sich die Schatten des Todes über ihn hernieder, aber im Todesdunkel vernahm er hell und deutlich den Ruf des Meisters: „Komm du guter und getreuer Knecht!“ „Herr Jesu, ich komme — komm mir zu Hilfe!“ Mit letzter Kraft erhob er die Hand und segnete nochmals das rätische Land. Und mit dem letzten Segenshauch entfloh die Seele in die Gefilde der Ewigkeit hinüber, wo eine glorreiche Märtyrerchar sie jubelnd empfing. Der gemarterte Leib aber lag als rote Himmelsblume mitten unter den weißen Erdenblümchen. Als bald ging ein wunderbarer Duft von Heiligkeit und Wunderkraft von ihm aus und die Menschen sagten: „Fidelis, du getreuer Märtyrer Christi, du hast gesiegt. Die Treue selbst slicht dir den Siegeskranz. Der Himmel mit seiner frohlockenden Heiterkeit, die Berge, in deren Antlitz du gekämpft, sie verkünden mit tausendfachem Schall: Fidelis hat gesiegt.“

Schule in Einsiedeln.

Von Br. Juniperus, R. M. M.



Eine ordentliche Schule ist der Stolz jeder christlichen Gemeinde, ist aber ganz besonders die Hoffnung des Missionars im Heidenland. — Einsiedeln war gegründet als Durchgangsstation für unsere Missionen im Hinterland und hatte so eine nicht geringe Bedeutung, so lange die Eisenbahn noch nicht die herrlichen Gegenden Natsals durchschnitt. Eine Tagereise von Mariannhill gelegen, bot es allen Patres, Brüdern und Schwestern ein Nachtquartier, das bis heute noch das Andenken an die in lieblichem Tale gelegene Station frisch erhalten hat bei allen, die zum alten Missionsstoc gehören.

Leider hat man bei der Auswahl des Platzes nur eigentlich an den Zweck einer Herberge gedacht, und die Mission kam nicht in Frage. Ringsum liegen nur Farmen mit den zerstreut liegenden Gehöften protestantischer Bauern, und gerade hier hatten die Schwarzen nicht immer das beste Beispiel vor Augen. Denn auf allen diesen Farmen gibt es auch Eingeborene, die als Pachtarbeiter sich da niedergelassen haben; gerade diese Pachtarbeiter aber sind nicht immer die besten unter den Schwarzen.

Trotz aller dieser Schwierigkeiten bildete sich doch nach und nach eine Christengemeinde; viele wurden in Todesgefahr getauft, die das Leben dem Sterben vorzogen; andere meldeten sich regelmäßig zum christlichen Unterricht; wieder andere zogen aus andern Missionsgebieten als bereits Getaufte herbei. Besonders Hochw. P. Solanus gab sich in den letzten zehn Jahren große Mühe, die dicken Schädel der herumwohnenden Zulus zu „verdünnen“ und die harten Herzen zu erweichen. Aber, aber! Zu einer Schule wollte es nicht kommen.

Freizügig wie das Völklein hier ist, zogen viele wieder von dannen; andern wurde von den Farmern der Marsch geblasen. Die Bauern hier wollen meistens von einer Schulung der Schwarzen nichts wissen, da der Heide ohne Erziehung eher zum Quasi-Sklaven sich gebrauchen läßt, während der gebildete Schwarze verlangt, daß seine natur- und gesetzlichen Rechte von Jedermann geachtet werden. Dazu kommt, daß das lose Treiben ohne Zwang, wie ihn die Schule mit sich bringt, besser dem Naturkinde zusagt. So mußte man sich ohne Schule durchschlagen — ein armes Leben das!

Da der Priesterangel ein nicht geringer ist, mußte Einsiedeln anfangs 1921 mit dem von Einsiedeln aus gegründeten St. Bernard vereinigt werden, die Mutter sich also sich in die Obhut ihrer Tochter begeben. Hochw. P. Chryostomus von St. Bernard, das vier Wegstunden weit hoch oben in den Bergen liegt, fühlte sich einsam, wenn er auf das allen Kinderliebens baren Einsiedeln kam. Und da neue Bejen immer besser fehren, wie er bei der späteren Eröffnung der Schule selbst jagte, wollte er fehren, ehe der Bejen abgestumpft sei. Dazu fing er an, den alten Pferde stall, ein nettes Gebäude mit Strohdach, auszufehren und ihn vom alten schiefäugigen Anton Wjomi verpußen zu lassen. Freilich schaut Anton immer um die Ecke und wurde so die Arbeit hie und da entsprechend schief; aber ehe man sichs versah, war ein mit drei großen Fenstern versehenener, weiß getünchter, nicht kleiner Schulraum hergestellt. Drei Bänke und ein Tisch waren auch da; nur fehlten Lehrer und Kinder, dann wäre es eine nette Schule gewesen; wo aber die herkommen sollten, war noch nicht ganz klar. Eines schönen Tags nun kommt der Pater von Mariannahill zurück mit der frohen Nachricht, daß er seinem Freunde, dem G. P. Cyprian, so viel des Blauen vorgeredet, bis er ihm eines seiner besten Lehrmädchen für Einsiedeln abgetreten habe. Also wurde den staunenden Christen verkündet, daß in zwei Wochen eine Schule eröffnet werde, und daß die nötigen Kinder da sein müßten. Tatsächlich wurde am 2. August 1921 die Schule feierlich eingeseget und mit 22 Kindern eröffnet! Nachdem Einsiedeln bereits 34 Jahre besteht, wurde es endlich zur eigentlichen Missionsstation erhoben. Denn eine Mission ohne Schule ist ebenso wenig eine Mission, als ein Haufen Muskeln ein menschlicher Körper sein kann, so das Knochengengerüste fehlt.

Bald will ich einmal berichten, wie es der Schule geht. Bis dahin wird hoffentlich mancher große und kleine Freund der Heidenmission für unser neues Beginnen eifrig beten, denn an Schwierigkeiten wird es der Schule nicht fehlen. Aber zu fürchten brauchen wir nichts. Unter der Veranda neben dem Eingang hängt das Bild des hl. Erzengel Michael, wie er die alte Schlange in den Abgrund stürzt.

Eine kleine Komödie.

Erzählt von einem Augenzeugen.



In Durban und Maritzburg ersehen zum Teil Schwarze die Arbeit der Droschkengäule. Die Stadtbehörden verleihen kleine, zierliche, zweirädrige Wägelchen, Ricksha genannt. Die zweibeinigen „Rappen“ zieren sich mit Ochsenhörnern, Glaskorallen, Messingringen und Straußenfedern. Der eine sucht den andern zu überbieten in der Hoffnung, sein Schmuck werde ihm die größte Kundtschaft einbringen.

Die Wägelchen sind eigentlich nur für eine oder höchstens zwei Personen bestimmt. Nun geschah es aber unlängst, daß sich eine corpulente Dame und ein ebenso dicker Herr mit noch zwei Kindern einem solchen Wägelchen anvertrauten.

Der stark gebaute Sohn der Wildnis glaubte, diese schwere Ladung schon vom Flecke zu bringen und wirklich, voran ging im gemäßigten Trab bis in den belebtesten Stadtteil hinein. Stolz auf seine Kraft und seine Ladung wollte das mutwillige „Pferdchen“ hier vor seines Gleichen und den vielen Passanten ein besonderes Bravourstückchen zeigen und machte einen Lustsprung. Aber o weh!

Jim, der schwarze Nickschazieher, hatte wohl noch nie etwas von den Gesetzen des Gleichgewichts studiert; hoch in den Lüften, wie Muhameds Sarcophag, blieb er hängen und strampelte vergebens nach einer festen Grundlage. Einen noch bedauernswerteren Anblick boten die Insassen seiner Nickscha. Die corpulente Dame und der dicke Herr waren dem Gesetze der Schwere gemäß entsprechend dem Erdboden näher gekommen, als Jim sich in die höheren Sphären geschwungen. Eine geraume Zeit machten beide Parteien vergebliche Anstrengung, sich aus ihrer verzweifelten Lage zu befreien, Jim, um herunter-, die beiden dicken Leutchen, um herauf zu kommen. Dabei schrieen die Kinder vor Angst und bald hatte sich eine Anzahl unbarmherziger Leute angesammelt, die sich an dieser Komödie weideten. Endlich, um eine Tragödie zu verhüten, zeigten sich auch hilfreiche Hände. Jim, aus seiner lustigen Höhe herunter geholt, machte sich mit seinen Fahrgästen eiligst — aber ohne Luftsprünge — aus dem Staube.

P. Emmanuel Haniisch.

Kindergedanken.



Als die Kinder einmal einen Aufsatz zu schreiben bekamen, in welchem sie dem Lehrer alles mitteilen durften, was sie nach Ablauf ihrer Schulzeit tun wollten, fing ein 14jähriger Knabe gleich an zu schreiben: „Wenn ich aus der Schule entlassen bin, gehe ich nach Durban in die Stadt, wo ich viel Geld verdienen kann, damit kaufe ich mir Ochsen, Ziegen, Schafe und alles, was mein Herz erfreut. Wenn ich heimkomme, bleibe ich für 1 Monat daheim, um auszuruhen, dann gehe ich nach Johannesburg und verdiene Geld für's „ukulobola“ (Kaufpreis der Braut); an das denkt nämlich der Kaffer schon von jung auf. Ein zweiter Knabe schrieb, daß er nach Johannesburg gehen und Geld verdienen wolle, um für seine armen Eltern Kleider kaufen zu können, damit sie sich bedecken könnten. Die meisten der Knaben hatten dieselben Vorätze, nur ein 13jähriges Bürschlein hatte ein ganz entgegengesetztes Thema. Er schrieb nämlich: „Wenn ich ausgelernt habe, dann gehe ich nach Mariannahill und lerne alles über den Ib. Gott und wenn ich alles weiß vom Ib. Gott, dann werde ich Priester, denn Mädchen mag ich keine; (ngizowafulatela) diesen werde ich den Rücken kehren, damit ich Priester werden kann, denn die hl. Sakramente spenden, hinaus reiten, um Kranke zu besuchen, das ist es, was mein Herz liebt.“ Möchten die Ib. Leser und Leserrinnen für ihn einige Ave beten, damit er diesem Vorsatze treu bleibt.

Die Mädchen schrieben fast alle, daß sie daheim der Mutter helfen wollten; bei Vater und Mutter sein, sei halt doch das Schönste. Nur eine schrieb, daß sie fort gehe zum Nähen lernen, um Geld zu verdienen, weil ihre Mutter eine arme Witwe sei. Zum Schluß kam ein 15 Jahre altes Mädchen mit einem Aufsatz, worin sie bemerkte, daß sie nach Mariannahill gehe, um Schwester zu werden, damit sie dann täglich zur hl. Kommunion gehen könne, sicher in den Himmel komme und auch andere Leute in den schönen Himmel bringen könne. Diese wurde von allen andern Mädchen angestaunt; so etwas zu tun — Vater und Mutter verlassen, das sei doch zu viel, das werde sie nicht fertig bringen. Sie ließ sich aber nicht abschrecken und behauptete, ihrem Vorsatze treu bleiben zu wollen. Gebe Gott, daß es damit ernst wird.

Diese Nummer ist Doppelnummer (März—April).

hellen, Weisweiler, Bildstod, Obermmel. Rezbach: Für Erhöhung in schwerem Anliegen. Oberwittighausen: Dank der schmerzhaften Muttergottes, hl. Josef und Antonius für Erhöhung. Dank d. hl. Josef für Erhöhung. R. 3.: Um Befehung eines auf Abwege Geratenen. Aßamstadt: Um Hilfe in Krankheit. D. i. U.: Um glücl. Geburt. — D.: Um Sinnesänderung eines Sohnes.

MEMENTO

Maria Willmer, Rheinhausen. Josef Geisenhofer, Püßlich. Michael Göb, Bergheinfeld. Friedrich Gathof, Kahl a. M. Christof Wolf und Kunig. Gold, Huberberg. Friedrich Schuller, Fanny Denner, Würzburg. Helena Wegringer, Mülhausen, El. Alexander Mächte, Kronau. Christine Kaupp, Altheim. August Speidel, Dionys Ligner, Feldhausen. Katharina Boltner, München. Franziska Heeg, Heinrichstal. Johann Schwarz, Johann Kieß, Fany Spindler, Wernberg. Walburga Amberger, Berg. Kath. Graße, Prosdorf. Creszenz Humpl, München. Maria Gimpe, Garsdorf. Christiana Semler, Dietershausen. Apollonia Reinhardt, Niedertirchen. Kath. Guldner. Grajing. Helena Wegringer, Mülhausen. Johann Siebanes, Deggendorf. Josef Bollmer, Glogau. Margaretha Wehner, Oberwern. Karl Deder, Seebach. Helena Jerabek, Ober-Heinzendorf. Theresia Made, Groß-Tajaz. Michael Brandl, Gigling. Maria Frank, Konstanz. Maria Wittmer, Rheinhausen. Georg Brendel, Oberailsfeld. Josef Geisenhofer, Püßlich. Georg Schaller, Saarlalben. Walter Hoß, Josef Ritter, Stein. Creszenz Humpl, München, Marioa Moser, Brückenau. Georg Kaiser, Grasmannsdorf. Franz Katenloher, Altmühlhausen. Juliana Vital, Kreuht. Rosina Obermaier, Hohenlinden. Frau Hürlimann, Oberstaujen. Theresia Buffler, Heggelbach. Hedwig Alsenbeck, Burmannsquid. Anna Maria Schmid, Maria Weikert, Lindau. Friedrich Göller V, Binningen. Friedrich Anna Rosenmaier Anna, Theuern. Georg u. Margaretha Stadler, Theuern. Theres Schmuder, Senden. Heinrich Langkopp, Dsnabrück. Katharina Kreientamp, Schermbek. Gertrud Hilgers, Gmünd. Josef Schröder, Redingen. Anton Thome, Baustert. Johann Jauchem, Merl. Frau Klees, Bettum. Josef und Wilhelm Koye, Legdem. Frau Gokling, Legdem. Karl Buschmann, Essen. Frau Ww. Stefan Meurer, Brand. Kaspar Tiltke, Biystein. Frau G. Langenberg, Cleve. Wilhelm Duhm, Eichenjepen. A. von Weise, Honnes. Frau Josef Wurm, Meggen. Frau Ww. Scheeben, Münstereifel. Frl. Maria Pfeiffer, Polch. Katharina Klein, Hellingen. Frau Wilh. Pösch, Oberzeuzheim. Theresia Thielen, Minheim. Luise Kreuzberger, Aachen. Anna Wierges, Dieblich. Sofia Jägers, Fischen. Helena Ries, Kath. Michel, Magdalena Theis, Georg Michel, Peter Klerpy, Elz. Ww. Hellmanns, Würselen. Anna Florat, Essen. Frau Weber, Borghorst. Elisabeth Leismann, Borghorst. Barbara Brodel, Auw. Maria Blesentemper, geb. Ader. Frau Ww. Wintelhof, Köln. Frl. Anna Rodert, Eustkirchen. Frau Ww. Kats-Dorsten. Elisabeth Thomas, Neuwied. Rosa Neubusch, Anweiler. Gertrud Wossong, Mühlheim. Frau Ww. Hubert Küpper, Monschau. Agnes Schärermeier, Paderborn. Franz Schonlau, Paderborn. Heinrich Hörschen, Paderborn. Gw. Tiefenbach C. Lindenthal. Frau Wilh. Jof. Klein, Menzelrath. Ehrw. Br. Kamillus M. Hill. Hochw. P. Remigius, M. Hill. Ehrw. Schwester Regina, Heil. Blut. Ehrw. Schwester Amandia, Heil. Blut. Gerhard Janßen, Altcalcar. Frau Gerhard Schröder, Eicherscheid. Elise Froitzheim, M. Gladbach. Maria Laubach, Cloitten. Wilh. Geller, Ederen. Frau Frik Willems, Aldekerk. Frau Ww. Gottfried Pohl, Abenden. Frau Maria Holtmann, Diestedte. Johann Krebsbach, Malone-Wis. Mar. Krebsbach, Malone-Wis. J. Adermann, Stuart-Nebraska. Lena Wallher, Dayton-Ohio. Georg Sanhuber, Milwaukee-Wis. Marie Jarosch, Krappitz. M. Edwina Haslinger, Böcklabruck, D. D. Mater Eberhard Schlei, Linz. Frau Anna Hökel in Arnitz. Erzpriester und Pfarrer Emanuel Buchwald in Beuthen, D.-Schl. Frl. Kath. Bourgeois, Graz. Moissia Sohlhart, Moostkirchen. Helena Händler, St. Lambert. Josefa Füllerer, Obergrafenndorf. Elise Neuhofer, Mehrnbach. Josef Anton Willi Schopperau. M. Bernarda Schmitzberger, Linz. Sr. M. Philippine Bühlinger, Linz. Veronika Letocha, Kremstier, Mähren. Anna Breiteneder, Linz. Rosa Wajzl, Gallneufurt. Agnes Steinbach, Pantota, Ung. Maria Pracher, Groß St. Florian, Sim. Jäzilia Weinzinger, Wardesschlag, D. D. Anton Bonberger u. Andreas Biener, Würzburg. Aquilin Illig, Hauptlehrer a. D., Wschaffenburg. Josef Scheuplein, Lehrer, Mainjondheim. Freiherr v. Würzburg, München. Michael Nickel, Würzburg. August Hau-messe, Carly-Jowa. Victoria Simones, Dubuque-Jowa. Mary Hildebrand, Detroit-Michigan. Catharina Berce, Iron Mountain-Michigan. Josie Connolly, San Diego-California. Elisabeth Schrage, Dodge-Nebraska. Mathias Kreamer, Chicago-Illinois.

Die Gebetbüchlein „Himmelsleiter“ sind von jeder Anslage vollständig vergriffen.



Das Vergißmeinnicht hat schon seit vielen Jahren Auszüge aus den Briefen der Wohltäter gebracht. Immer wieder schreiben so manche, daß sie gerade durch das Lesen solcher Briefe wieder zum Gottvertrauen und Gebet angeregt wurden. Mit der Veröffentlichung dieser Briefe soll allerdings kein Urteil darüber gefällt werden, ob diese Erhörungen, Wirkungen eines frommen Gebetes, auf gewöhnlichem oder außergewöhnlichem Wege eingetreten sind. Es ist sicherlich von großem Wert, wenn in unserer oft so glaubensarmen Zeit Beispiele von Gottvertrauen und Gebetsgeist angeführt werden. Wenn dadurch in manchen Seelen, die in leiblichen oder seelischen Schwierigkeiten sich befinden, wieder die Erinnerung wachgerufen wird, daß sie ein Kind Gottes sind, daß die Heiligen ihre himmlischen Freunde sind und daß sie darum vertrauensvoll zu ihrem himmlischen Vater und den lieben Heiligen gehen dürfen, so wäre genug erreicht.

„St. Antonius hat geholfen in großer Not.“ — „Dank der lieben Mutter Anna, der lieben Mutter Gottes und dem hl. Josef für Erhöhung in einem wichtigen Anliegen.“ „Dem hl. Antonius herzlichsten Dank für wunderbare Gebetserhöhung.“ „Dank sei Jesus, Maria und Josef für Hilfe in Krankheit.“ „Durch diese Zeitschrift aufmerksam gemacht, habe ich schon oftmals zu den lieben Heiligen, besonders der lieben Mutter Gottes von der immerwährenden Hilfe und dem hl. Josef meine Zuflucht genommen und immer Erhöhung gefunden. So war ich auch jetzt in einer schwierigen Lage, in der ein Prozeß unvermeidlich schien. Da nahm ich meine Zuflucht in einer neuntägigen Andacht zum hl. Herzen Jesu, zur lieben Mutter Gottes von der immerwährenden Hilfe, zum hl. Josef, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und versprach im Falle der Erhöhung eine Gabe als Antoniusbrot und diese Veröffentlichung. Die Sache regelte sich gleich zu meinen Gunsten ohne jede Schwierigkeit. Deshalb Dank an dieser Stelle.“ „Ermutigt durch die vielen Gebetserhöhungen im Vergißmeinnicht nahm ich in der Krankheit meines Kindes meine Zuflucht zum hl. Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes, dem hl. Josef und zum hl. Judas Thaddäus, hielt eine neuntägige Andacht und versprach ein Almosen nebst Veröffentlichung. Der Zustand meines Kindes hat sich bereits gebessert und ich hoffe auch, daß dasselbe wieder gesund wird.“ „Meine Frau litt an einem gefährlichen inneren Geschwür. Der Arzt drängte zur Aufnahme in die Klinik zu einer Operation. Da sich jedoch meine Frau mit allen Kräften dagegen sträubte, und ich einerseits dem Räte des Arztes Folge leisten mußte, andererseits aber meiner Frau die Angst und Qualen einer Operation ersparen wollte, so fing ich an zu beten. Bei der dritten Novene tritt plötzlich eine Besserung ein und meine Frau war in wenigen Wochen wieder vollkommen gesund. Ich danke dieses mit voller Ueberzeugung nebst Gott, der lieben Mutter Gottes, dem hl. Josef, dem hl. 14 Nothelfern, dem hl. Antonius und Judas Thaddäus. Da ich augenblicklich wieder vor einer gefährlichen Stunde stehe, so will ich sofort zum Gebete greifen und verspreche im Falle der Erhöhung . . . zum Besten der Mission. Möge Gott mich, den er vielleicht auch die Liebe hatte, unter die Zahl der kleinen Wohltäter aufzunehmen, wiederum kraft seiner Allmacht auf die Fürbitte seiner lieben Heiligen in dieser hängenden Stunde erhören.“ „Dem hl. Josef, Judas Thaddäus und dem hl. Antonius innigen Dank für Gebetserhöhung.“ „Dank dem hl. Josef für Erhöhung.“ „Dank der lieben Mutter Gottes, dem hl. Josef und Antonius für erlangte Gesundheit.“

Missionsstudenten.

Nach Ostern finden in unseren beiden Missionsseminarien wieder Neuaufnahmen statt. Knaben und Jünglinge die sich mit dem Gedanken tragen, einmal Missionar zu werden, wollen sich recht frühzeitig wenden an
P. Direktor, Missionsseminar Alohianum,
Lohr a. M.

Spätberufe wollen sich wenden an
P. Direktor, Missionshaus St. Josef,
Reimlingen. (Schwaben.)

Alle Freunde und Bekannte des 1909 verstorbenen Abtes Franz Pfanner, des Gründers von Marienhill, werden herzlichst gebeten, Wissenswertes aus seinem Leben anher zu berichten. Für frdl. Ueberlassung von Briefen und anderen Mitteilungen herzl. Dank. Auf Wunsch werden diese Sachen gerne wieder zurückgesandt.

P. Direktor,
Missionsseminar Alohianum,
Lohr a. M., Bayern Ufr.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten,
bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg.
Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.